

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

Sonntag Okuli, 19. März 2017, 10 Uhr

Predigt über Markus 12, 41-44

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für diesen Sonntag steht im Evangelium nach Markus:

41 Und Jesus setzte sich dem Gotteskasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein.

42 Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein; das ist ein Heller.

43 Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt als alle, die etwas eingelegt haben.

44 Denn sie haben alle von ihrem Überfluss eingelegt; diese aber hat von ihrer Armut ihre ganze Habe eingelegt, alles, was sie zum Leben hatte.

Liebe Gemeinde, nur eine kleine Szene am Rande. Kein spektakuläres Wunder, keine dieser Geschichten Jesu, die – gekonnt erzählt- zum Grübeln und Spekulieren, zum Phantasieren und zur Empörung Anlass gaben. Eine kleine Szene nur am Rande wird ins Licht gerückt.

Im Vorhof des Tempels. Menschen kommen und gehen. Geben eine Spende in den Opferkasten. Man grüßt hierhin und dorthin. Ein kleines Gespräch im Vorhof. Kinder springen umher, Bettler sitzen vor den Toren. Lahme, Blinde, Witwen, die die Hände ausstrecken und um Brot bitten, ein paar Münzen, oder eine Handvoll Trauben. Jerusalemer Geschäftsleute kommen auf einen Sprung vorbei, der letzte Handel lief gut. Da soll man etwas abgeben. Man tut es gern. Vielleicht ist da sogar ein Zöllner, der von dem ergaunerten Gewinn ein wenig für den Tempeldienst abzweigt. Man kann ja nie wissen. Alltag im Jerusalemer Tempel. Mancher verbringt ein paar ruhige Minuten im Schatten der Tempelmauern, lässt sich nieder, die Kühle des Steins im Rücken, betrachtet das Treiben.

Jesus hat sich dort niedergelassen. Beobachtet. Nimmt wahr. Sein Blick fällt auf eine Frau. Sie trägt das graue Witwenkleid. Das bezeichnet sie. Witwe sein hieß arm sein. Jeder wusste das. Diese Frauen durften keinen Beruf ausüben. Hatten keine Einkünfte. Waren abhängig von den Familien ihres Mannes, und - wo die nichts geben wollten oder konnten – bettelten sie am Rande der Straßen und Plätze um Almosen für sich und ihre vaterlosen Kinder. Nahmen etwas Wochengeld entgegen, das die Armen in Jerusalem vom Tempel erhielten. Es reichte für zwei Mahlzeiten am Tag. Aber diese Witwe kommt nicht, um etwas entgegen zu nehmen. Sie kommt, um etwas zu geben. Einen Heller. Zwei Lepta also. Die kleinste Einheit der damals gebräuchlichen Währung. Sie legt zwei Lepta in den Opferkasten und verschwindet in der Menge.

Zwei Lepta. Die Erzählung besteht darauf. Zwei Lepta, das hätte für einen Tag zum Überleben gereicht. Sie hätte doch auch einen geben können und dann noch genug für eine Mahlzeit gehabt, überlege ich. Ja, man möchte ihr zurufen: Tu es nicht! Warum gibst du dein letztes Hemd, deine ganze Habe dem Tempel? Es gibt doch genug Reiche, die im Vorbeigehen, ganz beiläufig, mal eben tausendmal mehr spenden als du. Niemand ist auf deine Münzen angewiesen, die du gibst! Spar das, damit du noch ein Stück Brot kaufen kannst. Du bist doch selbst angewiesen auf die Barmherzigkeit anderer. Dir steht rechtlich nichts zu, du kannst mit nichts rechnen und dich auf keine Hilfe verlassen.

Die Witwe, die von der Hand in den Mund lebte und nicht wusste, ob der morgige Tag überhaupt etwas für sie bereithielte. Sie nimmt alles was sie hat und trägt es zum Tempel. Es ist Unsinn, sagt die Vernunft. Es ist leichtsinnig, sagt die Vorsicht. Es ist unmöglich, sagt die Erfahrung. Und mancher von Ihnen hört vielleicht die Zeilen aus Erichs Frieds Gedicht. Es ist, was es ist, sagt die Liebe. Die Witwe gibt alles her.

Alles, was sie zum Leben hatte. Ihre ganze Habe. Sie lässt alles los. Die Erfahrungen. Die Sorgen. Die Sicherheit. Vor allem die Sicherheit. Denn noch ist nicht ausgemacht, ob sie den Tag ohne Nahrung überstehen muss, und wieviel Tage darauffolgen, in denen die Almosen nicht reichen um satt zu werden. Noch ist nicht ausgemacht, ob sie nun, da mittellos, womöglich auf den Straßen übernachten muss, eine leichte Beute für Wegelagerer, ausgeliefert den Übergriffen der Männer, die noch nie Respekt für Frauen wie sie gezeigt haben. Das ist unvernünftig, das ist leichtsinnig, da braucht sie sich nicht zu beschweren, wenn etwas passiert.

Liebe Gemeinde, so mit seiner eigenen Sicherheit zu spielen, ist das nicht fahrlässig? Sicherheit ist doch ein großes Gut. Das Gefühl von Schutz und Sicherheit ist ein tragender Pfeiler unserer Gesellschaft. „Mit Sicherheit mehr erleben“, verspricht ein Routenplaner. „Für achselfrische Sicherheit“ wirbt der Deo-Roller. „Sicherheit mit Brief und Siegel - Rindfleisch aus Bayern.“ Wenn Sie einmal die Stichworte Sicherheit und Werbung eingeben, werden Sie gleichsam überflutet mit Sicherheitsversprechen aller Art. Und da man davon ausgehen kann, dass die Werbeindustrie ein feines Gespür dafür hat, worauf wir ansprechbar sind, ist zur vermuten: Sicherheit ist ein zentraler Begriff unserer Zeit. Unsere Sicherheit ist gefährdet! Unsere Sicherheit versuchen wir zu verteidigen. Sicherheit steht uns doch zu. Es scheint geradezu ein Recht auf Sicherheit zu geben, das eingefordert werden kann. So wie der Airbag mein Leben retten soll, so muss es doch Sicherheit in allen Bereichen meines Lebens geben. Da werden Sicherheitsschlösser eingebaut und Zäune hochgezogen, Grenzen dichtgemacht und Mauern gebaut. Da kann die Vernunft noch so oft mahnen, dass wir noch immer in einem der sichersten Länder der Welt leben, mit Kranken- und Unfall-, Arbeitslosen- und Pflegeversicherung, mit Versicherungen des Autos, des Hausrates, der Ausbildung und aller Haftungsfälle, einem Absicherungskomfort also, von dem frühere Generationen nicht einmal zu träumten wagten - und die meisten Menschen auf der Welt bis heute nicht träumen können... Es hilft alles nichts. Hat sich einmal das Gefühl der Unsicherheit eingeschlichen, helfen keine Statistiken und Argumente. Und immer finden sich Angstgewinnler, die das Gefühl der Bedrohung anheizen und befeuern und daraus für sich politisches Kapital schlagen. Und wer sich gefährdet fühlt, kann schon mal rabiat werden.

Aber es gibt kein Recht auf Sicherheit. Kein Recht auf ein langes Leben, auf Gesundheit, oder Glück, keines auf Schönheit oder Erfolg, kein Recht darauf, vor allem Unglück bewahrt zu sein. Und ich frage mich, ob diese Suche nach der Sicherheit nicht eigentlich etwas Anderes ist: Eine Suche nach Gewissheit. Eine Gewissheit, die mich leben lässt, auch wenn die Gefährdung des Lebens so alltäglich ist. Eine Gewissheit, die mich trägt, auch wenn eine schwere Krankheit mich bedroht. Eine Gewissheit, die selbst der Tod nicht zerstören kann.

Die Frau im Nachbargarten war wie so oft vorbeigekommen, um ihre alte Mutter zu besuchen und im Garten nach dem Rechten zu sehen. Ihre Mutter ist seit Jahren bettlägerig, mehrmals am Tag kommt der Pflegedienst vorbei. Mehrmals die Woche kommt sie nach der Arbeit vorbei. Sie trägt ihr gelegentlich ein paar Blumen aus ihrem Garten ans Bett, mal ein paar Beeren von dem Strauch, einen Apfel vom Baum. Aus dem Garten, den ihre Mutter nie wieder wird betreten können. Wir kommen ins Gespräch. Ich frage nach, wie das ist für ihre Mutter, der Garten so nah und doch unerreichbar. Das Leben auf den Radius ihres Bettes begrenzt. Sie überlegt und meint dann, zögernd: Es ist merkwürdig, meine Mutter hat, solange ich denken kann, geklagt. Aber jetzt, wo sie fast nichts mehr vermag, hat sie eine Heiterkeit erlangt, mit der ich kaum umgehen kann. Sie ist, wie soll ich es sagen, sie ist zufrieden. ‚Es fehlt mir nichts‘, sagt sie immer wieder. Und ich bin fast so weit, ihr zu glauben.

Kehren wir in den Vorhof des Tempels zurück. Die Witwe gibt „alles, was sie zum Leben hatte.“ Es geht bei ihr nicht drum, etwas abzugeben. Es geht darum, sich selbst hinzugeben. Ihr Leben, ihre Person. Alles, was sie war. Hingabe ist etwas Totales. Ich kann nicht mit Hingabe 5 Prozent meines Einkommens hergeben. So wie ich mich nicht mit der Hälfte meines Herzens der Liebe hingeben kann. Hingabe ist kein Instrument des Teilens, sondern ist existentiell. Betrifft mein ganzes Leben, meine Person.

Die lächerlich kleinen Münzen sind nur das Symbol all dessen, was sie hat. Sie gibt nicht nur her, was sie gerade noch besitzt, sondern alles, was ihr „zu eigen“ ist an Möglichkeiten, an Zukunft, an Leben. Sie geht zum Tempel, zum Ort, an dem Gott gegenwärtig ist, und vertraut ihm ihr Leben an. Und vielleicht spricht sie in Gedanken jenen Vers aus dem Psalm, der schon so viele Menschenleben gehalten und getröstet hat: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln... Ein verrückter Leichtsinn. Wie die Vögel am Himmel, die Lilie auf dem Feld sich nicht sorgen um das, was am nächsten Tag geschieht, so auch sie. Mit leichter Hand lässt sie alles los, lässt sich selbst los, legt sich selbst, ihr Leben, in die Hand eines anderen. In die Hand dessen, von dem alles kommt. Welch eine Schönheit steckt in dieser Haltung, welch eine Heiterkeit.

Und die Reichen in der Geschichte? Sie legen viel in den Opferkasten hinein. Viel mehr als sie. Und das ist gut so. Sie haben viel, sie können viel geben. Es tut ihnen nicht weh. Sie geben aus ihrem Überfluss. Zuhause wird deshalb kein Krug Wein weniger auf dem Tisch stehen und kein Brot wird fehlen nach diesem Gang zum Tempel. Sie tun, was wir auch tun. Sie geben etwas ab. Das ist leicht. Das ist in Ordnung. Jesus bewertet das nicht. Aber was sie tun ist etwas ganz Anderes. Sie geben etwas ab, aber sie geben sich nicht hin. Sie bleiben wie sind. Sie sind wie wir. Haben vielleicht einen Dauerauftrag bei Brot für die Welt, das entlastet beim Ertragen der Tagesschau, und bemühen sich ansonsten, ein einigermaßen anständiges Leben zu führen. Das ist schwierig genug in diesen Zeiten. In dieser kalten Welt soll man uns doch wenigstens das heimatliche Nest lassen, und das Kissen für einen traumlosen Schlaf. Traumlos, so wie das Leben.

Die arme Witwe legte alles was sie hatte in diesen Gotteskasten, weil sie etwas ganz Anderes erwartete. Sie gab sich hin, weil sie eine große Liebe hatte. Sie riskiert alles, trennt sich von allem, weil sie einen Traum hat.

„Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!“ Das Reich Gottes – das ist der Traum, die Liebe, die Sehnsucht und der Horizont. Die Sehnsucht nach dem, was kommen soll und was schon angebrochen ist. Das Reich Gottes, in dem keiner mehr weinen wird. Das Reich Gottes, in dem keiner mehr hungert, in dem keiner mehr die Beute des anderen ist. In dem Gott alles in allem sein wird.

Der große Traum einer armen Frau, für den sie alles hingibt. Für den sie ihr Leben hingibt und loslässt. Wir lernen, dass wir unsere Seele bewahren, wenn wir sie an einen großen Traum verlieren.

Wenn wir das doch auch könnten, loslassen: die Sicherheiten, in die wir uns einmauern, die Rollen, die wir spielen, die Pläne, die wir uns gemacht haben. Wenn wir doch loslassen könnten, die Angst vor dem Morgen, die alten Verletzungen, die Sorge vor dem, was kommen könnte. Wenn wir das zu lassen könnten, die Bilder von uns selbst ablegen, das Wagnis eingehen, ein Leben im Vertrauen. Welch eine Freiheit wäre das!

Liebe Gemeinde, wir leben davon, dass einer sehr endgültig mit sich selbst gebrochen hat, dass einer nicht an sich selbst festgehalten hat. Wir leben davon, dass dieser Gott in Christus nicht auf sich selbst bestanden hat, sondern losließ. Dass er sein Leben losgelassen hat. Dass er sein eigenes Leben gab ohne Abwägung, ohne Vorbehalt, ohne Bedingung. Damit für uns der Horizont offen ist.

Um uns stärken und zu vergewissern, dass das wahr ist, feiern wir Abendmahl. Das Mahl, in dem wir uns vereinigen mit dem, der größer ist als unser ängstliches Herz. Das Sakrament der Anwesenheit Gottes, mit dem er uns versichert, dass alles für uns getan ist und alles für uns bereitliegt. Dass wir leben dürfen als Gesegnete.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, er bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.